

Die Angst geht um. Allein in diesem Buchherbst erscheinen drei Titel dazu. Eine Autorin, die Zürcher Psychoanalytikerin Jeannette Fischer, erklärt, warum dieses Gefühl unseren Alltag prägt und einen gesellschaftlichen Aufbruch verhindert. **Interview: Gerhard Mack**

«Angst versetzt uns in eine Ohnmacht. Sie lähmt uns»



NZZ am Sonntag: Frau Fischer, in Ihrem neuen Buch sagen Sie, dass wir in einer Kultur der Angst leben. Was meinen Sie damit?

Jeannette Fischer: Ich habe in 30 Jahren psychoanalytischer Praxis gesehen, dass Angst ein Grundduktus in unserem Leben ist, dass sie in unseren Beziehungen immer anwesend ist.

Wenn Sie sagen, wir leben in einer Kultur der Angst, behaupten Sie ja auch, dass diese spezifisch ist für unsere Kultur. Wieso ist das so?

Ich meine damit die Kultur, in der wir aufgewachsen sind. Sie beruht auf einem hierarchischen Machtdiskurs, der fast alles umfasst. Ich behaupte, dass es ausserhalb dieser Struktur Angst nicht gibt. Da genügt uns die Furcht.

Worin liegt der Unterschied?

Bei der Furcht erkennen wir etwas, das etwas für uns gefährlich ist. Sie entsteht instinktiv und lässt unseren Adrenalinpiegel steigern, so dass wir Auswege sehen. Wir können schreien, weglaufen, zuschlagen,

Jeannette Fischer



Die 1954 in Baden geborene Psychoanalytikerin hat seit 30 Jahren eine Praxis in Zürich. Daneben entfaltet sie eine vielfältige Tätigkeit. Ein Film zeigt das Trauma von Verdingkindern.

Vor kurzem erschien ein Interviewbuch mit der Künstlerin Marina Abramovic. Demnächst kommt der Band «Angst. Vor ihr müssen wir uns fürchten» (Stroemfeld, 200 S.) in den Handel.

was auch immer. Wir können aktiv werden. Angst versetzt uns dagegen in eine Ohnmacht. Sie lähmt, ruft einen Machtverlust hervor und erschwert es, über unsere Aggressivität zu verfügen, mit der wir uns schützen können.

Öffentlich wird Angst heute vor allem im Hinblick auf Migration zum Thema. Vier Asylbewerber stehen an einer Ecke und reden miteinander. Wir haben Angst und wechseln die Strassenseite. Woher rührt das? In den 70er Jahren gab es eine Zeit, in der man neugierig war aufs Fremde.

In den 70er Jahren herrschte die nach-68er Hippie-Stimmung von Gemeinsamkeit: Alle zusammen können viel erreichen. Das war eine enorme Kraft. Ich wurde damals sozialisiert und habe das selbst erlebt. Ich habe vor ein paar Tagen die Dokumentation «Wild Wild Country» über Bhagwan gesehen. Sie ist sehr interessant, weil man sieht, wie sich ein Führer entwickelt, und weil sie zeigt, wie symbiotisch die 70er Jahre waren: Der andere wurde mit eingeschlossen, gewisser-

massen eingemeindet. Das ist zwar ein anderes Vorgehen, es bleibt aber in dem bekannten Schema. Man erkennt den anderen nicht in seiner Differenz, sondern macht ihn zu etwas eigenem. Dann braucht man keine Angst mehr vor ihm zu haben. Das funktioniert nicht lange, hat aber am Anfang eine grosse Kraft entfaltet. In der Bhagwan-Doku sieht man beispielsweise, wie diese Jünger in den USA die Wüste begrünt haben.

Wieso begegnen heute so viele Menschen Fremden mit Angst?

Ich bezeichne das Phänomen eigentlich nicht als Angst. Es ist für mich eine Destruktion, eine Form von aggressiver Projektion. Es ist meine Projektion, die sagt, der nimmt mir jetzt etwas weg, der ist aggressiv gegen mich, der schliesst mich aus. Darin steckt das Unvermögen, den anderen in seiner Differenz wahrzunehmen, diese Verschiedenheit zu belassen und darüber zu verhandeln. Wir sehen nicht, dass wir ein Problem haben und gemeinsam nach Lösungen suchen müssen. Angst wird oft als Legitimierungsgrund

Backhendl...

Fortsetzung von Seite 47

Seelen erschütternde Buh aus dem Rang nicht mehr, um die breite Missbilligung an dieser Aufführung zu spüren. Traurig ist das, aber erklärbar: Die Sänger sind durchschnittlich oder noch weniger (Matthias Goerne), die Regie wirr und der Dirigent Constantinos Carydis überfordert.

Kalkül und Risiko

Künstlerintendant Markus Hinterhäuser schwankt in seinem zweiten Salzburger Sommer zwischen Kalkül, alten Seilschaften und Risiko - zwischen Kaviar und Backhendl. Die «Zauberflöte» hat er der Regisseurin Lydia Steiner übergeben. Man meint, in einer «Zauberflöte für Kinder» zu sitzen. Hochvirtuos mit den Silben jonglierend, erzählt der Schauspielstar Klaus Maria

Brandauer den Abend: «Weiter, Opa, jetzt wo es so spannend wird!», ermahnen ihn die drei Knaben, die längst schlafen müssten. Und so lässt Brandauer denn die Protagonisten - etwa die Clownin (Pamina), den Soldaten (Tamino) und Zauberer (Sarastro) - immer neu erstehen. Das ist hübsch, aber bald ohne Form, nur noch übersprudelnde Idee.

Wer Hans Neuenfels inszenieren lässt, riskiert den Skandal. 2001 gingen Salzburger Festspielgäste seinetwegen gar vor Gericht, da sie eine Karte für die «Fledermaus» gekauft hatten, aber ihrer Meinung nach nicht die «Fledermaus» zu sehen bekamen. Jetzt ist der 77-Jährige zurück, erntet immer noch zwei, drei Buhs, aber eher dafür, dass die Inszenierung von Tschairowskys «Pique Dame» zu brav ist: Stilvoll und exakt wäre richtiger. Im Orchestergraben klingt es anders: Melancholisch, leise schleicht diese vermeintlich schwülstige Musik ins Ohr. Der 75-jährigen Mariss Jansons singt sie mithilfe der selbglücklichmachenden Wiener Phil-



Übertreibungskünstler Frank Castorf dramatisiert Knut Hamsun.

harmoniker detailverliebt und innig wie ein altbekanntes Volkslied. Die Durchschnittlichkeit der Sänger fällt so nicht weiter auf.

Wo Salzburg mit den Opernproduktionen dramaturgisch hin will, ist nicht klar: Einerseits ist da die (Sehn-)Sucht nach Stars und nettem Bildertheater: Eine Netrebko sorgt für ein übervolles Festspielhaus (und Opernkarten zwischen 70 und 430 Euro müssen erst einmal verkauft sein). Andererseits gibt es kühne Produktionen. Dirigent Franz Welser-Möst - einer der einflussreichsten externen Protagonisten der Festspiele (und bestimmt nicht abgeneigt, das Zepter zu übernehmen) - mahnt in den «Salzburger Nachrichten», dass eine Oper keine Show berühmter Sänger sei. Er sprach sich auch deutlich gegen die in der «NZZ am Sonntag» gemachten Aussagen von Startenor Jonas Kaufmann aus, dass ein paar wenige Wochen Probenarbeit für einen grossen Abend genügen würden. Festspiele sollen durch lange Proben das ereignishaft Besondere möglich machen.



Wir können keine Alternative mehr denken, das ist für mich das Verheerende.

benutzt. Wenn man dagegen genau hinschaut, handelt es sich um eine Aggression.

Inwiefern?

Das ist wie beim «Weissen Hai». Nach dem Film hatte ich auch Angst, und wenn ich im Meer schwimme, kommt er mir in den Sinn. Dabei ist es eine reine Projektion meiner eigenen Destruktion und Gewaltbereitschaft, die den Hai als mir mörderisch gesinnt verortet und mir damit das Recht gibt, ihn zu töten. Weil ich den Flüchtling nicht eliminieren kann, mache ich mich zu seinem Opfer: Ich bin die ängstliche Einheimische, die sich von ihm bedroht fühlt. Es ist ein Opferdiskurs, der eigentlich eine aggressive Projektion ist, in der der andere zum Täter an mir gemacht wird.

Ähneln der «Weisse Hai» den Immigrantinnen?

Strukturell schon. In den 70er Jahren waren alle gleich. Heute haben wir eine Gegenreaktion, einen Ausschluss. Das System ist dasselbe: ein hierarchischer Diskurs. Wenn alle gleich sind, löst man beim

anderen und bei sich die Differenz auf, das eigene Selbst. Heute glaubt man, das Fremde ausschließen zu müssen, um dieses Selbst zu schützen. Man macht sich zum Opfer vom Fremden. Das ist ein gewalttätiger Diskurs.

Wenn Sie sagen, wir machen uns zum Opfer, liegt heute der Blick auf die MeToo-Bewegung nahe. Wie sinnvoll ist es, dass Frauen sich da als Opfer präsentieren?

Die MeToo-Bewegung hat den Machtdiskurs im Verhältnis der Geschlechter offengelegt. Das finde ich sehr wichtig. Sich zum Opfer zu machen, geht dagegen nicht mehr. Das wurde in der feministischen Bewegung der 60er und 70er Jahre breit abgehandelt und ist vollkommen überholt. Jetzt muss das Ziel sein, den Opferdiskurs zu überwinden. Darin sind Männer und Frauen gleichermaßen eingebunden. Sie haben in dieser Hinsicht sehr ähnliche Probleme. Uns fehlt aber ein neues Beziehungsvokabular, das einen intersubjektiven Austausch erfahrbar machen könnte. Ich bin natürlich für Gleichberechtigung. Aber wir müssen die Aggres-

sionen, die man als Frau auf den Mann projiziert und sich dabei zu seinem Opfer macht, offenlegen. Bei den Männern übrigens auch. Dann verschwindet auch die Angst. Anders ist es, wenn Frauen/Männer Betroffene von Gewalt und Missbrauch wurden. Man sollte daraus aber keinen Opferdiskurs ableiten.

Sie sagen, wir müssen wegkommen vom Opfer-Täter-Diskurs. Dabei sind gerade Politiker, die sich als Täter inszenieren, erfolgreich. Wieso gibt es von Trump bis Putin ein Bedürfnis nach Politikern, die sagen, wo es langgeht?

Ich sehe das anders. Diese Politiker inszenieren sich eher als Opfer denn als Täter. Nehmen Sie Donald Trump. Er behauptet ständig, Opfer von irgendwem zu sein, von den Demokraten, den Medien, dem Ausland. Er hat gerade deshalb so viele Wähler, weil diese sich mit ihm als Opfer identifizieren und er die starke Hand ist, die zeigt, wie man sich wehrt und aus der Ohnmacht herausfindet. Dabei zeigt er das gar nicht, weil er selbst Teil dieser Hierarchie ist. Er kann den Opferdiskurs nicht aufgeben, sonst würde er seine Macht verlieren.

Wieso geschieht das gerade jetzt?

Eigentlich wäre in unserer Wohlstandsgesellschaft ein guter Zeitpunkt gewesen, die Demokratie voranzutreiben. Das hätte von uns aber mehr Eigenverantwortung als Bürger erfordert. Der intersubjektive Diskurs, der den anderen als anders anerkennt und damit Angst und Schuld wegfallen lässt, hätte dabei helfen können. Weil man diese Arbeit aber nicht leisten will, sucht man einen Trump, Erdogan, die den alten hierarchischen Diskurs wieder etablieren. Diese Politiker werden ja alle gewählt. Wer so jemanden wählt, wählt die Ohn(e)macht und bleibt in der Angstposition gefangen. Dass diese Delegation an die sogenannten starken Männer gerade jetzt stattfindet, hat etwas damit zu tun, dass wir nicht bereit sind, für uns selber Macht zu beanspruchen.

Warum verhalten wir uns so?

Wir können keine Alternative mehr denken, das ist für mich das Verheerende. Wir kennen den Umgang mit dieser Angst und Ohnmacht so gut und haben da eine Virtuosität entwickelt, dass wir uns lieber darin einrichten, als herauszutreten und zu sagen: Ich will die Macht über mich zurück.

Das klingt sehr idealistisch, fast nach Freiheitshelden von Friedrich Schiller?

Jetzt fühle ich mich missverstanden. Denn wenn man eine intersubjektive Kommunikation einführt, haben Führerfiguren keine Macht mehr. Es gibt auch keine Helden mehr und keine Märtyrer, weil die nur in diesem alten Wertesystem bestehen können. Wir haben dann einfach normale Arbeit, Beziehungsarbeit. Das wird dann alltäglich, selbstverständlich wie Küchenarbeit. Man muss rüsten, kochen, Geschirr spülen. Helden haben da keinen Platz mehr.

Aber wollen wir wirklich in der Küche stehen und den Abwasch machen?

Ich glaube, dass das sexy ist, weil wir Grundbedürfnisse nicht mehr abwerten.

Was passiert mit uns, wenn wir die Angst nicht in den Griff kriegen?

Dann bleiben wir im Angst-Diskurs gefangen. Gesellschaftlich, politisch, familiär, in Zweierbeziehungen. Und viele machen damit weiter ein Geschäft. Zum Beispiel die Pharmaindustrie und die Ratgeber. Man sucht individuelle Auswege, geht in die Therapie, schluckt Medis, Alkohol, sucht selbst damit fertig zu werden und wird dabei sich selbst überlassen. Dabei sollte das Problem strukturell angegangen werden.

Erleuchtet in der Bergwelt



Zugabe

Manfred Papst

Endlich Ferien! Das Engadin muss es diesmal sein. Es ist noch früh am Morgen. Ich stehe barfuß auf der feuchten Wiese vor dem alten Schulhaus, in dem es noch immer nach Kreide riecht, obwohl die Kinder längst in Zernez unterrichtet werden. Ich trage den Himmel mit beiden Händen, spanne den Bogen, schüttele das Herzfeuer aus und funkelt mit den Augen.

Eine Katze streicht mir um die Beine. Ich glaube, sie muss sich das Lachen verbeißen, als sie mich so sieht. Für sie gleiche ich vermutlich einem seekranken Brillenbären. Dabei bin ich gerade eins mit dem Kosmos, und meine Lebensenergie fließt frei durch mich hindurch, hinauf zum Himmel, dann vorbei am ausrangierten Traföhäuschen mit den Bullaugen im Erker und weiter zum graugrünen Inn.

Katzen leiden nicht an Verspannungen, Selbstzweifeln, Ängsten. Sie können sich gar nicht anders bewegen als elegant. Die Balance, nach der ich so ungelentk strebe, ist ihnen angeboren. Der Preis dafür ist, dass sie sich oft langweilen. Das könnte mir nicht passieren. An mir gibt es immer etwas zu flicken. Deshalb habe ich stets etwas vor mir. Meine To-do-Liste beschränkt sich nicht aufs Dösen und Schnurren.

Katzen sind die Nachfahren der Koboide. Das habe ich hier im Feenwald gelernt. Den dürfen Sie sich übrigens nicht als sanftes Zauberreich vorstellen. Da geht es über Stock und Stein, Abgründen entlang, auch durch den Schlamm. Ohne die beherzte Hilfe eines Weggefährten hätte ich niemals mehr herausgefunden. Die Koboide in ihrem Teich grinsten nur schadenfreudig.

Sie haben sich hier im Wald versteckt, um ihre Schätze vor den raubgierigen Talbewohnern zu retten. Ihre Rubine, Smaragde, Opale, den Bernstein. Den Füchsen, Luchsen und wilden Katzen vertrauten sie aber und machten ihnen sogar Geschenke. So kamen diese Tiere zu ihren Augen. Doch nicht nur das Glühen und Blitzen des Blicks war fortan ihr Teil. Sie erbten auch die List der Koboide.

Auf dem Rückweg aus dem Feenwald habe ich im lichten Gehölz einen kleinen Siebenschläfer gesehen. Nicht dass ich ihn selbst entdeckt hätte. Mein Gefährte hat mich so geduldig auf ihn hingewiesen, bis ich ihn selber sah. Dann war er schon wieder verschwunden.

Er ist ein niedliches Wesen. Ein bisschen sieht er aus wie ein Hamster, doch er hat eine grundlegend andere Lebenshaltung, und von der will ich etwas lernen. Bisher war der Hamster in seinem Rad mein Wappentier. Er rennt und rennt, bis er nicht mehr kann, und kommt doch nicht vom Fleck. Der Siebenschläfer aber träumt die meiste Zeit und reist so in unbekannte Welten. Wenn er aufwacht, hat er etwas zu erzählen. Und er atmet ganz leicht. Fast so wie ich an diesem hellen Morgen.

Welser-Möst macht in Richard Strauss' «Salome» vor, wie es geht: Er traf die Sopranistin Asmik Grigorian eineinhalb Jahre lang zu Gesprächen und Proben - und lässt sie nun in den Olymp fliegen. Sie bewältigt die Grenzpartie auch dank dem himmlischseligen Klangteppich der Wiener Philharmoniker mit seinen tausend Feinheiten und noch mehr liebkosenden Zurückhaltungen. Die rätselhafte Regie von Romeo Castellucci fasziniert und schockiert zugleich. Aber nie verschmolzen Salome und Jochanaan (Gabor Bretz) sinnlicher zu einem Liebespaar.

«Ausverkauft» steht über diesen grossen Opernproduktionen, die total 224 000 Festspielkarten werden bis Ende August zu wohl 95 Prozent verkauft sein. Das gilt selbst für Rossinis «Italiana in Algeri» dank Zugpferd Cecilia Bartoli. Doch wer die 50-Jährige in der ersten Arie hört, erschrickt über so viel Würge und Mattheit der Stimme. Ihre Leib-Regisseure Moshe Leiser und Patrice Caucier dienen ihr geflissentlich, doch der Klamauk

überdeckt den Charme des Werks. Männer in Unterhosen sollen ulkig und eine Primadonna im Schaum-Kostüm in der Badewanne erotisch sein?

Filmstars auf der Bühne

Auch im Schauspiel geht es nicht ohne grosse Namen: Sandra Hüller, die im Kinofilm «Toni Erdmann» glänzte, fällt wie zufällig hinein in Kleists Drama «Penthesilea». Ein formidabler Jens Harzer ist ihr Partner. Regisseur Johan Simons zeigt uns diese zwei Helden, die so unnahbar pathetisch lieben und sich so brutal abschlagen, als zwei naiv Verliebte. Beiläufig werden die übergrossen Verse aufgesagt, minimale Gesten bestimmen das Spiel. Zu raffiniert ist es, wenn Achilles seiner Penthesilea die Achilles-Sehne hinreckt, sie daran zu knabbern beginnt, wo sie doch tödliche Zähne in dieses Stück Fleisch reinhauen könnte - und möchte.

Wenn ein Salzburger Intendant etwas sehr Gewagtes ansetzt, dann verlegt er es auf die



Küsse und Bisse: Die Schauspielstars Sandra Hüller (Penthesilea) und Jens Harzer (Achilles).

MONIKA RITTESHAUS/SALZBURGER FESTSPIELE